



Feierabend



Nr. 12.

Unterhaltungsbeilage.

1925.

(12)

Die verheerte Stadt.

Eine bettere Spießdubengefichte von Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller Verlag A.-G. München.

Weder Funke noch seine Beamten fanden das geringste Auffällige darin. Unter lebhaftem Protest der Pensionsinhaberin wurde das Zimmer verriegelt, um es tags darauf durch einen Spezialbeamten nach Fingerabdrücken durchsuchen zu lassen.

Die Dienstboten wurden einzeln vernommen.

Auch sie wußten nichts besonderes, außer daß Wartenberg ein entzückender Mensch sei. Das Zimmermädchen berichtete, er habe sie einmal in die Wange geküßt und gelüßt.

Was sie dazu gesagt habe?

Nichts. Das käme öfters vor.

Wie zu erwarten war, lief aus Hamburg auf telegraphische Anfrage die Antwort ein: Schriftsteller von Wartenberg hierorts unbekannt.

Der Dienstmann, der das Gepäck zum Bahnhof gebracht hatte, hatte sich trotz öffentlicher Aufforderung und Aussetzung einer Belohnung nicht gemeldet. Wahrscheinlich war es gar kein echter Dienstmann, sondern ein verkleideter Gehilfe des Verbrechers gewesen.

Wartenberg selbst hatte sich nach seinem Scheiden aus dem Fremdenheim Sanitas in Breckendorf nicht wieder polizeilich gemeldet. Vielleicht war er tatsächlich abgereist?

„Was ist das für ein sonderbarer Mensch?“ grübelte Funke, den Kopf in die Hand stützend. „Nach den Härlichkeitsbezeugungen gegen das Dienstmädchen scheint mir der Beweis erbracht, daß er männliche Geschlechts ist. Entweder also haben sich die Schreibschachverständigen getäuscht, was ich ihnen ohne weiters zutraue, oder aber Meier III ist nur eines der Werkzeuge in der Hand einer überaus raffinierten Rädelshüterin, von der wir überhaupt noch keine Spur haben. Dann hätte mich also gar nicht der Pseudo-Rechtsanwalt, sondern diese Anführerin der Bande in die verfluchte Telefonzelle eingesperrt; denn das Briefchen wies doch die bekannte Handschrift auf. Oder aber es war doch Meier III, und das Briefchen war schon zu Sanke vorbereitet?“

Aber das Satansweib konnte doch gar nicht wissen, daß ich telefonieren würde!

So viele Möglichkeiten, so viele Abers!..

Das Einfachste scheint mir noch immer die Annahme, daß Meier III das Haupt der Bande ist, und daß er sich aus kluger Berechnung eine Damenhandschrift angewöhnt hat oder daß er seine Schriftzüge ebenso virtuos zu verstellen weiß wie seine Stimme...

... Daß er ehemaliger Artist ist, steht für mich fest. Ebenso fest steht aber auch, daß er den gebildeten Kreisen entstammen muß. Sein Rechtsanwalts-Briefwechsel mit Bohnkraut ist tadellos, — ein ungebildeter Mensch hätte diese Fälschungen niemals auf die Dauer so überzeugend durchführen können; das Anwaltsdeutsch ist geradezu überwältigend naturrecht...

... Ebenso spricht für einen höheren Bildungsgrad, daß er sich in dem vornehmen Fremdenheim wiederholt in ersten Kreisen zu bewegen verstand, ohne je aus der Rolle des wohlherzogenen Mannes zu fallen...

... Schließlich bewiesen auch seine Neugierungen am Telephon und vor der Zelle jene glatte ironische Ausdrucksgewandtheit, die nur in der besseren Gesellschaft heimisch...

... Wie kam so ein Mensch auf die Bahn des Verbrechens? Und weshalb tut er sich mit ganz gewöhnlichen Taschendieben zusammen? ...

... Ob nicht doch ein Weib dahinter steckt? Vielleicht das Urbild des Frauenporträts, das er mit sich führt? — Diese Vermutung hat jedenfalls einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich! ...

... Wo mag die Bande nur ihren Raub versteckt haben? Das Abbruchmaterial der Villa Sonnenstein wurde durch den blonden Herrn an die heilige Firma Münzer & Co. verkauft; aber wo sind die Möbel hingekommen? Wohin die neuen Bouteillendeckel, die Mäntel, Güte Schirme, Stöcke, Gummihäute, Schals? Wohin die Briefschloß, Halsketten, Ohrringe, Uhren, Armbänder, Strawattennadeln, Zigarettenschüsseln, Geldbörsen, Ringe? ...

Es ist zum Auf die Bäume klettern!

Affessor Funke drückte auf den Knopf des elektrischen Klingels, der sich auf der Schreibtischplatte befand. Ein Aussdiener trat ein.

„Lassen Sie den Mann aus Zelle 20 vorkühren! Und ein Protokollant soll anschwirren mit dem Akt Meier III.“

„Sofort, Herr Assessor.“

Wenige Minuten später sah an dem an der Seitenwand stehenden Schreibtisch der Protokollführer Franz Gerstle vor dem bereits munter angeschwollenen Akt Meier III, und nach einigen Minuten brachte ein stämmiger Schuymann den Häftling aus Zelle 20.

„Ich möcht' wissen, wann ich endlich rausgelassen werd'!“ sagte der Gefangene.

„Das dürfte voraussichtlich noch ziemlich lange dauern!“ erklärte Funke kurz und abgehackt. Er hatte sich für diese dienstlichen Angelegenheiten diesen scharfen, schneidigen Ton angewöhnt, den er für wirkungsvoll hielt. Jedenfalls wird Ihre hartnäckige Verstocktheit kaum zur Abkürzung Ihres hiesigen unfreiwilligen Aufenthalts beitragen!“

Der Vorgeführte war ein Mann in den vierziger Jahren, kärglich, aber nicht ausgeprochen zerlumpt gekleidet. Sein Gesicht wußte von den Tagen des Hungers, der Not zu erzählen, doch fehlte das Stanssichen des Lasters. Ein Menschenkenner würde in seinen Mundwinkeln das bittere Lächeln jenes Galgenhumors entdeckt haben, der sich mit den seiblichen Nöten eines armeligen Lebens abgefunden hat, und der mit resignierter Ironie die Ungerechtigkeiten einer Weltordnung über sich ergehen läßt, an der er sich unschuldig weiß.

Der Mann gab keine Antworten und stellte keine Fragen mit drollig-spöttischer Pöngigkeit, die sagen zu wollen schien: „Macht was ihr wollt, es kann mir im Gefängnis auch nicht viel schlechter gehen, als in der Freiheit!“

Zugleich schien ihn die Neugier zu beunruhigen: „Ich bin gekraunt, wie die Geschichte ausgeht?“

Wenn er der gejagten Verbrecherbande angehörte, so konnte er jedenfalls nur ein ganz wassergetriebenes Mitglied sein. Immerhin mochte er manches wissen, was zu erfahren für die Polizei von Wichtigkeit war.

Aber der Herr verriet ja nichts.

„Ich hab' gefragt, wie lang ich noch
beruhsen soll? Zwei Tage brummt' ich jetzt
schon!“

„Und ich habe Ihnen gesagt, daß Sie
noch viel länger brummen werden, wenn
Sie sich nicht endlich entschließen, ein offenes
Geständnis abzulegen! Wir haben Zeit,
mein Lieber!“

„Ich auch. Ich versäum' nig draußen.“
„Wir können Ihnen aber den Aufent-
halt hier etwas unbehaglicher gestalten, in-
dem wir Ihnen die Verpflegung beschneiden.
Das wissen Sie doch?“
„Buddings habe ich sowieso keine ge-
kriegt.“

„Andererseits können Sie sich einen
schönen Brocken Geld verdienen. Ich kann
bis zu fünftausend Mark Belohnung für
wichtige Auskünfte auszahlen.“
Der Häßling lachte vergnügt.

„Geld allein macht nicht glücklich, Herr
Assessor. Und ich will die Polizei nicht be-
rauben.“

„Funkte biß sich auf die Lippen.
Mit anderen Worten: Sie bleiben ge-
nau so halsstarrig, wie gestern und vorge-
stern?“

„Unferne hat auch seine Amtsgeheim-
nisse, Herr Assessor!“

Der Protokollant Gerstle feigte. Ihm
machte das Verhör Spaß.

„Sie haben hier gar nichts zu grinsen,

Gerstle!“ ereiferte sich Funke. „Das verbitte
ich mir!“

„Ich mir auch!“ sagte der Einzelochie
pathetisch. „Ich stehe hier im Namen des Ge-
setzes.“

„Gut für Sie, wenn Sie das einsehen,
ehe Sie die ganze Schärfe des Gesetzes ken-
nenlernen!“

„I wo, Herr Assessor! Ich krieg' meine
drei Wochen, verbüßt durch die Untersu-
chungshaft, und dann: Adschö, alte Hütte!“

„Wenn Sie sich nur da nicht täuschen!
— kennen Sie den Rechtsanwalt Meier
III?“

„Is das ein guter Verteidiger? Kön-
nen Sie 'n empfehlen? Nein, den kenn' ich
nicht. Ich hab' noch nie was mit dem Ge-
richt zu tun gehabt.“

„Lügen Sie nicht so frech! Sie sind doch
schon dreimal vorbestraft. Sie wissen doch,
warum?“

„Weil sie mich erwischt haben.“

„Beim Betreten. Schämen Sie sich
nicht?“

„D doch — vor meinen Kollegen, daß
ich nicht schneller laufen konnte.“

„Ehrgefühl haben Sie keines?“

„Ehrgefühl is was für Rothschilds.“

„Diesmal haben Sie gestohlen?“

„Gestohlen nicht, bloß geklaut.“

„Geben Sie keine so unverschämten Ant-
worten, sonst lasse ich Sie abführen!“

„Können Sie machen, Herr Assessor!
Ich hab' Sie nicht um die Unterredung ge-
beten.“

Der Assessor wurde von Frage zu Frage
erregter. Was sollte man mit dem Burschen
anfangen? Weder Drohungen noch Verlob-
lungen machten Eindruck.

„Das mittelalterliche System des Fol-
terns hatte doch entschieden seine Vorzüge.“
dachte Funke.

„Sie geben aber zu, den Hund gestohlen
zu haben?“

„Muß ich wohl, Herr Assessor. Aber ich
bitte um mildernde Umstände: es war nur
'n ganz kleiner.“

„Ein Fogierrier. Das wissen wir. Der
Hund gehörte der Privatiere Bergmann.
Warum haben Sie gerade diesen Hund
gestohlen?“

„Weil kein anderer da war.“

„Und warum stehlen Sie überhaupt
Hunde?“

„Ich bin Tierfreund, Herr Assessor.“

„Jetzt lügen Sie schon wieder, frecher
Mensch!“

„Selbstverständlich tu' ich das. Haben
Sie's anders erwartet?“

„Sie haben den Hund im Auftrug
eines Herrn gestohlen!“

„Weshalb fragen Sie, wenn Sie
wissen, Herr Assessor?“
(Fortsetzung folgt.)

An meinen Sohn.

Du bist, mein Sohn, der unverzagte Speer,
An dem ich meinen Haß und meine Liebe schärfte,
Den ich mit Wollust in die Zukunft werfe,
Mein liebes Kind, du Waffe und du Wehr.

Was sollt ich nicht, wenn alles mich verläßt,
Und ich vereinsamt bin im Lieben und im Hassen
Mich ganz auf dich, mein schönes Kind, ver-
lassen?

Noch halt' ich dich in strengen Händen fest.

Bald fliegst du hoch im glanzgefüllten Bogen —
Ins helle Licht und findest rot ein Herz.
Von seinem Blutstrom mächtig angezogen.

Bald springt ein Jüngling himmelwärts.
Bald wird im Blut ein neues Kind geboren.
Wer Söhne hat, ist nimmermehr verloren.

Max Barthele.

Die Linien im Gesicht.

In zweiten Aprilheft der Weltbühne (S.
Jacobsohn, Charlottenburg) gibt Käthe v. Lud-
wig den deutschen Bergarbeitern — und allen
Bergarbeitern der Welt — einige überaus be-
herzigenswerte Anregungen, für deren weiteste
Verbreitung wir Sorge tragen möchten.

Kohlenarbeiter fahren in die Gruben ein,
täglich, stündlich. Während ich dies schreibe,
ist schon wieder ein grauer Heerwurm auf dem
Wege. Die Grube frißt ihn in sich hinein. Hat
er Glück, spießt sie ihn wieder aus. Nämlich
lebendig. Hier und da hat sie Verdauungsstö-
rungen: dann gibt sie nur Leichen von sich.

Der Arbeiter kennt das Risiko, geht frei-
willig in die Grube und wird immer wieder
darüber belehrt, wie er sich zu verhalten hat.
Es geschieht „Alles“. Die meisten Unglücke
verschuldet die Unvorsichtigkeit der Arbeiter —
außer denjenigen, die auf andere Ursachen zu-
rückzuführen sind. Was wollt Ihr — in der
Grube sollen schließlich Kohlen gefördert und
nicht Unfallchirurgiebedingungen studiert werden.
Dieses Wort fiel neulich, als die Nerven

einiger Herren vom Aufsichtsrat mit Recht agas-
tiert waren von dem Fez um die hundert und
eulischen Arbeiter, die mal wieder einer internen
Störung zum Opfer gefallen waren. Die Des-
fentlichkeit muß lernen, diese Dinge ruhiger zu
nehmen — deshalb wies der Herr vom Auf-
sichtsrat sie mit väterlichen Worten auf den
eigentlichen Zweck der Kohlenzechen hin.

Unfälle lassen sich nicht ganz vermeiden —
zum Glück war gerade in Amerika auch ein
nettes Unglück geschehen, keins von den bessern,
einige fünfzig Arbeiter, nicht viel für Amerika,
aber man muß Gott für alles danken: es war
zur rechten Zeit gekommen.

Wie wärs, wenn man den grauen Männern
mit den kleinen Lampen eine Betriebsneuerung
vorschläge, für deren Einführung sie sich ein-
setzen sollten?

Es fährt kein Förderkorb mehr ein und
aus, worin nicht ein Mitglied des Aufsichtsrats
Platz genommen hat — es geschieht kein Ham-
mer Schlag mehr auf einer Sohle, ohne daß in
einem bestimmten Bereich ein Herr vom Auf-
sichtsrat anwesend ist, unter der Erde, da, wo
die Kohlen gefördert werden, was, wie der Herr
so richtig sagte, der eigentliche Zweck der Zechen
ist, und nicht da, wo die Dividenden bezahlt
werden, was nicht weniger ihr eigentlicher Zweck
ist. Die Herren sollen nicht arbeiten, o nein, sie
dürfen es sich bequem machen, sie dürfen sich
auch öfters ablösen, denn ihre Konstitution ist
zart, und man kann nicht erwarten, daß sie
erst wieder ansfahren, wenn Schichtwechsel ist.
Nur muß in einem bestimmten Umkreis immer
einer von ihnen persönlich daran interessiert
sein, daß das Menschenmögliche geschieht, um
Unfälle zu verhüten.

Geiseln also?

Ja, Geiseln. Aber nicht irgendein armer,
Lezahler Anli, der unbedenklich geopfert würde,
so eine Art „Sitzredakteur“: nein, sie selbst —
sie selbst!

Das ist nicht zu machen. Es würde eines
gewissen Grades bedürfen.

Eines gewissen Grades, in der Tat. Das
wird es geben.

In neuen Gesichtern, grüne Männer, sind
die harten Linien derer, die täglich ihr Leben
in die Hand nehmen — so konstatierte jüngst
ein Journalist, der auch den Puls fühlen ge-
kommen war, nach einer inneren Störung
einer zweifelsvollen Sache. Er schien zu finden,
daß es auch stand.

Wollt Ihr den Herren Aufsichtsräten nicht
Gelegenheit geben, sich diese Linien zu erwerben?

Das Loch im Eierkuchen.

Von Safed dem Weisen.

Nun ist es meine Gewohnheit, in der guten
alten Sommerzeit wegzureisen und mich einige
Zeit neben einem kleinen See anzurufen. Und
die Tochter der Tochter Returabs ist dort
mir und erzählte mir von der Arche Noach und
wie die Taube um den ganzen See flog. Und
jener See ist für sie groß genug, um alles
was von einer Sintflut verlangt werden kann
zu befriedigen. Ja, und er ist auch für mich
groß genug.

Und es sprach einer zu mir und sagte:
„Wozu brauchst du überhaupt einen Urlaub?“
Siehe, ich habe seit zwanzig Jahren keinen
Urlaub gehabt!“

Und ich sagte: „Das ist es, was dir fehlt.“
Und er sagte: „Warum sollte ein Mensch
nicht das ganze Jahr hindurch arbeiten?“

Und ich sagte: „Wenn Gott einmal veran-
laßt, daß das Gras und die Bäume das ganze
Jahr hindurch nicht ruhen und wenn er einen
den Unterschied der Jahreszeiten aufhebt, das
wird es auch für die Menschen gut sein, daß
immerfort zu radern und niemals zu ruhen
kann.“

Und ich sagte: „Ich bin ein Freund
Eierkuchen!“

Und er sagte: „Ich erkenne nicht den
Zusammenhang!“

Und ich sagte: „Einst kulen die Frauen
Eierkuchen ohne das Loch in der Mitte und
war auch ein Eierkuchen. Aber eine Frau

übertragendem Genie entdeckte, daß, wenn ein Loch in der Mitte eines solchen Kuchens gemacht würde, es einen Eierkuchen gäbe, der eine knusperige Kruste rundherum hätte, und daß man davon von jeder Seite bis zum Loch hin essen und ihn bis zur letzten Krume wohl-schmeckend finden könnte."

Und er sagte: "Auch ich habe Eierkuchen gerne!"

Und ich sagte: "Was das Loch für den Eierkuchen, das ist der Urlaub für die Plage des Jahres. Und es gibt viele Männer, die halb-

gebaden oder übergar sind, weil sie es nicht wissen!"

Und er war sprachlos. Denn, obgleich es nicht möglich ist, viele gesunde Beweise auf einen lustigeren Raum zu stülpen, so gibt es doch einen solchen unbrantmöglichen Beweis — und das ist der weise Beweis, der auf dem Loch im Eierkuchen beruht.

Aus dem toeben bei Albert Langen, München, erschie-nenen Band: Parabeln. Aus dem Amerikanischen überseht von Max Savel, das noch einer besonderen Würdigung vorberalten bleibt.

hoj zu bereiten, ohne auf den Gebelnen der vielfach Ermordeten zu gehen. —

Zwei Wochen nach meiner Ankunft in Ber-reuaghia wurde ich auf die Farm Ben-Cassen, 13 Kilometer von der Stadt Maison-Carree, kommandiert. Um Fluchtversuche zu vereiteln, leitete man uns Sträflinge während des Trans-portes zusammen und zwar so, daß immer ein Europäer zwischen zwei Araber oder Neger kam. Im Gefängnis der Zwischenstation Bida erbrachten wir die Nacht, auf bloßen Steinen liegend, ohne Decken oder dergleichen. Tags darauf kamen die Aufseher der umliegenden Farmen und holtten sich die neuen Arbeitskräfte ab. Am 15. Tage meines Aufenthaltes auf der Farm Ben-Cassen hob ich mir einen Leisten-bruch. Als ich mich deshalb krank meldete, legte man mich in Eisen und ließ mich fünf Tage hungern. Anstatt des Essens verabfolgte mir der Chef des Detachements Futtritte, nicht ohne vorher meine Hand- und Fußketten genau untersucht zu haben. Nach Ablauf einer Woche wurde ich dem Arzt vorgeführt, der mich für krank erklärte und in die Zentralstation zu-rückbefördern ließ. Im Anstaltshospital gewährte man mir zwar etwas Ruhe, doch ließ man mir keinerlei ärztliche Behandlung zuteil wer-den. Der Gutsbesitzer hatte sich nämlich ge-weigert, an mir eine Operation vornehmen zu lassen, so sehr mich der Arzt dazu vorgeschla-gen hatte. Nach sechs Wochen wurde ich nur gesund erklärt und wieder zur Arbeit heran-gezogen. Im Februar 1922 wurde ich Schrei-ber in der Verwaltungskanzlei der Farm des Brises. Meine mangelhafte französische Ortho-graphie war mir durchaus nicht hinderlich, da die meisten Aufseher selbst schlecht französisch lesen und schreiben können. Als im Frühling darauf der heiße Diroklo über das Land heulte, erkrankte ich wieder, diesmal an Ruhr und Fie-ber. Kaum war ich genesen, warf mich ein Leber- und Milzleiden aufs Krankenbett zurück. Ich glied einem Skelet, doch wurde ich, ob-wohl ich zu kraftlos war, mich zu bewegen, ja selbst zu sprechen, ohne jede Hilfe mir selbst überlassen. Am 18. August erklärte der Arzt meinen Zustand für hoffnungslos und gab in meinem Beisein den Auftrag, für mich die Totenbestattung auszustellen, meine Leiden würden höchstens noch zwei bis drei Stunden dauern. Unauswähllich haben sich diese rohen Worte des Franzosen in mein Gedächtnis ge-schrieben, ich vernahm sie bei vollem Bewußt-sein, war aber zu schwach, mich irgendwie zu äußern. Und dennoch überwand, kaum glaublich, mein Körper eine viertägige Krise, und lang-sam wurde mir besser. Zu jeder anderen Ar-beit zu schwach, erhielt ich einen sogenannten besseren Posten im Zellengebäude. Ich mußte die Wärtter bei ihren Berrichtungen unterstützen. Meine Feder träubt sich, zu schreiben, was ich dort bei Vornahme von Korrektionsstrafen an den Gefangenen mit ansehen mußte. Diejenigen z. B., die einen Fluchtversuch unternommen hatten, wurden zu 90 Tagen Einzelhaft verur-teilt. Beim Antritt dieser Strafe wurden sie von den Wärttern mit Peitschen und Gummis-chläuchen derartig bearbeitet, daß sie stunden-lang regungslos liegen blieben. Nur jeden vier-ten Tag erhielten sie Nahrung. Nachts wurden sie zur Vermehrung ihrer Leiden jede Stunde aus dem Schlafe geweckt. Mißliebigen Hüt-lingen gegenüber wendten die Aufseher eine ras-fantiert-grausame Methode an, um sich ihrer zu entledigen. Sie lassen alle Abende vor dem Ab-schließen vier oder fünf Eimer kaltes Wasser in die Zelle schütten, um den Gefangenen das Liegen während der Nacht zu verleiden. Nach einigen Wochen dieser grausamen Behandlung sind die Glieder dieser Armen fast gelähmt, und

Fünf Jahre algerischer Buchthäuser.

Die meisten Deutschen sind der Mei-nung, daß sich nun längst keine Kriegsge-fangenen mehr in französischen Händen befinden. Daß man sich hierin aber irr, beweist die vor kurzem erfolgte Rückkehr des Deutschösterreicher Alois Lang, der sich von 1917 bis 1925 in der Gewalt der Franzosen befunden hat. Seine Schilder-ungen der Zustände in der französischen Strafkolonie Berrouaghia werfen ein großes Streiflicht auf eine Justiz, die nicht vom Streben nach Gerechtig-keit, sondern vom Haß geleitet wird und die niedrigsten Instinkte im Menschen weckt. Wenn wir Langs Anlagen hier Raum geben, so tun wir es in dem Be-wußtsein, daß solche Grausamkeit, wie sie jede Zeile unten widerspiegelt, nicht et-wa dem Franzosen an sich eigentümlich ist, sondern einer Geistesverfassung ent-springt, die auch bei uns längst nicht ausgerottet ist und sich z. B. während des Krieges in manchen deutschen Ge-fangenenlagern in furchtbarer Weise gezeigt hat.

Wir lassen den Rückkehrer nun selbst reden: Im Jahre 1917 geriet ich in den Bogenen französischen Kriegsgefangenschaft. Bis 1919 verbrachte man mich beim Straßenbau und ähn-lichen Kolonisationsarbeiten in Marokko. Meine eigentliche Leidenszeit begann, als man im Jahre 1919 die Kriegsgefangenen im allge-mein in ihre Heimat entließ. Man suchte da-mals nach Gründen, um den einen oder anderen am Wegkommen zu hindern. So fand man bei mir ein paar harmlose Photographien, die ich in meiner Duldung der Wachen mit meiner Taschen-kamera angefertigt hatte. Dies war den Franz-osen ein willkommener Grund, mich vor das Militärgericht in Oran zu stellen, das mich wegen Spionageverdaches zu fünf Jahren Reclusion (Zuchthaus) verurteilte. Wöh-rend der Verhandlung, die nur eine Bierzel-lensdauerie, konnte ich nichts zu meiner Ent-feldung vordringen, da der Gerichtsdolmetscher nur schlecht deutsch verstand und ich selbst noch nicht geläufig französisch sprach. Das Selbst-amt bei dieser Verhandlung war, daß mein mit kom-plett gestellter Offizialverteidiger, anstatt wenigstens pro forma ein Wort zu meinen Gunsten zu verlieren, nach dem Strafentwurf des Staatsanwaltes dem Gerichtshofe gegenüber bemerkte: „Ich schließe mich der Meinung des Gerichtshofes an.“ Für dieses Plädoyer wurden mir 12 Franken 50 Centis abgezogen. Ich wurde nach der Urteilsverlesung, die im Hofe statt-fand, abgeführt und langte am 14. Mai 1920 in der Strafkolonie Berrouaghia, 90 Kilometer südlich der Stadt Algier, an.

Von der Liste der Lebenden gestrichen, zur Nummer gemacht, kaum nützlich gekleidet, wurde ich zusammen mit anderen Leidensge-nossen auf weit abgelegene Farmen komman-

diert. Die Bearbeitung dieser Güter, die mit unbeschreiblicher Nachlässigkeit verwaltet werden, obliegt Gefangenen. Die Verpflegung, Beklei-dung und Bezahlung dieser billigen Arbeits-kräfte ist Sache der betreffenden Gutsbesitzer, die sehr reich, vielfach Millionäre sind. Sie ent-richten für Mann und Tag je einen Frank fünf Centis an die französische Regierung. Es ist nichts anderes als moderner Sklavenhandel, was sich dort Tag für Tag weltab von der Zivilisation zuträgt.

Zur Beaufsichtigung der Gefangenen sind Wärtter gestellt, zumeist Korsikaner mit großem Dienstfeifer, aber steinernem Herzen. Nur we-nige haben Mitleid mit den in der Sonnenhitze schmachtenden Gefangenen. Zweimal täglich gibt es je einen halben Liter Trinkwasser, das, halb warm, von einem arabischen Wasserträger ver-abreicht wird. Dazu bedarf es aber erst der Erlaubnis des Aufsehers, wehe dem, der etwa schlecht angeschrieben steht! Der Weg ins Jen-seits ist dann sehr kurz. Vor Durstqualen und Entkräftung zusammengebrochen, kommt der Ge-fangene in die Infirmerie (ein prodijörliches Spital), die er gewöhnlich nur auf seinem letzten Gang verläßt. Arzneien sind teuer, und der Gutsbesitzer bekommt ja für einen Frank fünf Centis neue gesunde Arbeitskräfte in Hülle und Fülle! Der Arzt sorgt seinerseits dafür, daß der unbehagliche Kranke schnell von seinen Leiden erlöst wird. —

Und nun zur Arbeit selbst: Vom ersten Strahl der Sonne bis zum Einbruch der Nacht durchwühlt der Gefangene mit einer schweren Spitzhacke den feinen Boden — von den Blut-pfeilen der Sonne gepeinigt und durch Schimp-fen und Kolbenschläge der Aufseher angetrieben. Kaum daß man ihm Zeit läßt, seine magere Mittagsuppe zu verschlingen. Man schläft in elenden Holzbaracken und Ställen, die vor Schmutz und Ungeziefer starren. Dieses ver-ursacht im Verein mit dem schlechten Trinkwasser viel Erkrankungen. Am bedauernswertesten sind die arabischen Gefangenen, die wie Tiere be-handelt werden und bis zum letzten Atemzuge die harte, aufreibende Fronarbeit tun müssen. Nicht selten begleiten einige Fußtritte des Auf-sehers den Unglücklichen ins Jenseits. Haar-sträubend sind ferner die Zustände auf dem An-staltsfriedhof, einem kleinen Flecken Erde, mit Zypressen umräumt und Unkraut und Gestrüpp überwuchert. Da täglich mindestens zwei Ge-fangene an Ruhr, Fieber oder Unterernährung sterben, ist auf dem kleinen Friedhof nicht im-entferntesten für den raschen Zuwachs Raum vorhanden. Aus dieser Verlegenheit hilft sich die französische Anstaltsverwaltung in der Weise, daß die Boerdigten nach sechs bis acht Monaten, oft noch mit Haut und Haaren, wieder aus-gegraben und die Gebeine in alle Winde ge-worfen werden. So wird Platz geschaffen für den Nächsten. Unmöglich ist es, diesen Fried-

nun vollenden Prügel und Fraßzettel das grusame Werk. Man scheut selbst davor nicht zurück, dem Gefangenen eine starke Dosis Bismut oder Bittersalz unter das Essen zu mischen, um ihn krank zu machen und zu schwächen. Neunzig Tage Zelle bedeutet für jeden Zweiten soviel wie Tod. Nur wenige, sehr kräftige und gesunde Naturen halten durch, und diese werden halb sich aus der Zelle entlassen, um sofort wieder die schwere Arbeit in den Weinbergen aufzunehmen, der sie binnen kurzem gewöhnlich erliegen.

*

Am 25. Oktober 1924 starb mein lieber Freund und Leidensbruder A. M. aus Reichsau bei Plauen. Vor seinem Tode bat er mich, an seine Eltern zu schreiben. Nach vielen Willen bewilligte man mir dies, doch wurde der Brief nicht abgeschickt, weil ich darin seinen Eltern geraten hatte, bei der Anstaltsdirektion vorstellig zu werden, damit das Grab ihres Sohnes nicht so geschändet werde, wie dies hier üblich sei. Nun drohte man auch mir mit Einzelhaft, doch stand man hier von ab, weil in wenigen Wochen meine Strafzeit vorüber sein sollte und man Enthüllungen von meiner Seite befürchtete. Ich hatte doch als Anstaltschreiber so viel Einblicke in Verhältnisse gewonnen, die auch die französische Öffentlichkeit, und nicht zugunsten der Anstaltsdirektion, interessieren dürften. Man suchte mich auch durch verschiedene Vergünstigungen zu gewinnen, doch wies ich alles zurück und erwartete geduldig das Ende meiner Leidenszeit. Am 26. Oktober betete ich meinen Freund in die heiße Erde des kleinen Friedhofs. Am 9. Januar 1925 waren meine 60 Monate Zuchthaus verfloßen, die Gruft, in der ich mich lebend begraben gewöhnt, tat sich auf. Nun mußte ich aber, da ich inzwischen aus Frankreich ausgewiesen worden war, binnen 21 Tagen auf eigene Kosten den französischen Boden verlassen. So will es das Geschick. Die Präfektur in Algier, an die ich mich wegen meiner Ueberführung an die Grenze wandte, sparte mich mit der Verlesung des diesbezüglichen Gesetzesparagraphen ab, fügte aber hinzu, daß ich, um weiter zu kommen, ja in die Fremdenlegation eintreten könne. Ich verzichtete, und auch ohne französische Hilfe gelang es mir endlich, deutschen Seimatsboden zu erreichen.

Allerlei.

In der Redaktion eines Riesendampfers. Die großen Passagierdampfer sind öfters schwimmende Städte genannt worden, weil sich in ihnen ein so mannigfaltiges und wimmelndes Leben vollzieht wie in einer Stadt. Ein solches Gemeinwesen kann natürlich nicht ohne Zeitung bleiben, und so werden den auf vielen großen Dampfern täglich Zeitungen herausgebracht, die ein statliches Stück Arbeit darstellen. Hervorragende Journalisten wirken hier als Chefredakteure, denen ein Stab von Mitarbeitern zur Seite steht. In ein solches Redaktionsbureau eines Riesendampfers führt uns die Schilderung eines Schiffsredakteurs: „Die tiefe Nacht ist herein gebrochen; alles außer der Mannschaft scheint auf dem Passagierdampfer zu ruhen. Aber in den Tiefen des Ungeheuers, da finden wir einige Räume, in denen fiebrige Tätigkeit herrscht. Hier wird die Zeitung für den nächsten Morgen hergestellt. Die Redakteure, die sich soeben noch im Smoking unter den Passagieren der ersten Klasse bewegt, haben ihre Arbeitsmittel angelegt und redigieren nun den Stoff für das Morgenblatt. Der „lokale Teil“ ist von ihnen während des Tages gesammelt worden und verhält-

nismäßig schnell zusammengestellt. Aber die Hauptnachrichten bringt der drahtlose Telegraph, hauptsächlich aus London; nähert sich der Dampfer der amerikanischen Küste, dann wird auch der New Yorker Dienst benutzt. Manche Schwierigkeiten stellen sich dem Schiffsredakteur in den Weg. Atmosphärische und andere Bedingungen schneiden ihm die drahtlosen Nachrichten ab; bei schwerer See läßt sich schlecht schreiben und noch schlechter lesen. Die drahtlosen Nachrichten sind während des Tages zugeströmt, aber erst des Abends finden die Telegraphisten die Zeit, sie niederzuschreiben, und dann werden sie sofort in die Redaktion gebracht, wo sie für die Zeitung verarbeitet werden. Dann kommt das Manuskript sofort zum Setzer. So geht der Nachrichten dienst durch viele Stunden, bis die letzte Meldung eingelaufen ist und der Redaktionschluß erfolgt. Die Drucker müssen sich beeilen, denn die Zeitung muß vor dem Frühstück fertig sein. Unterdessen stehen bereits die Schiffsjungen in langer Reihe vor den Redaktionsräumen und warten auf die fertigen Exemplare, um sie auszurufen. Binnen einer halben Stunde sind Hunderte von Stücken des sechsseitigen Blattes, das mit den Anzeigen 15.000 Worte umfaßt, unter die Passagiere verteilt. Mit einem Seufzer der Erleichterung zieht sich der Chefredakteur in seine Kabine zurück. Er blickt noch durch das Guckloch und sieht die Morgenröte in goldigem Glanze dem weiten Meer entströmen. Aber dies Bild bietet für ihn keine Reize; gähmend sinkt er ins Bett. . . .“

Wie lange noch haben wir Petroleum? In den ersten 60 Jahren der Petroleum-Industrie (1857—1917) wurden insgesamt auf der ganzen Erde über eine Billion Liter = 1 Kubikkilometer Erdöl gewonnen. Das sind 1000 Milliarden Liter, die einen Würfel von 1 Kilometer Kantlänge darstellen. Da die Zukunft noch eine Steigerung des jährlichen Verbrauchs bringen wird, so steht die Erschöpfung der Erdöl-lager vielleicht in gar nicht so weitem Felde. Nimmt man den Jahresverbrauch von 1922 als Grundlage der Berechnung, so ergibt sich nach dem „Kosmos“, daß der Weltvorrat vielleicht noch 50 Jahre ausreicht, wobei allerdings die in China, Japan, Rußland, Kanada, sowie auch die in Südamerika vorhandenen Mengen nicht mit in Rechnung gesetzt sind. Berücksichtigt man den jährlich zunehmenden Verbrauch, so verringert sich die Zahl von 50 Jahren bedeutend. Andererseits ist zu bedenken, daß mit dem Knapperwerden der Vorräte aller Voraussicht nach sich die Gewinnungsverfahren verfeinern werden, und daß der Raubbau, der bisher, zumal in Amerika, in unverantwortlicher Weise mit diesem wertvollen Stoff getrieben wurde, vernünftigerer Ausbeute Platz machen wird. Dann dürfte schließlich die Zahl von 50 Jahren einigermaßen zutreffend sein.

Gedanken-Splitter.

Politische Arabaten.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen, daß ihnen ihre Beweglichkeit nichts helfen wird, wenn einmal der Sturmwind den Turm stürzt, worauf sie stehen. Heine.

*

Es geht bei uns alles dahin, die Jugend frühzeitig zähm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszureiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Pflichtenlist.

Weiteres.

Auf der Hochzeitsreise. „Daß du einen guten Platz, Liebchen?“ fragte der junge Mann den Eisenbahnzug. — „Ja.“ — „Ist dein Rücken auch recht weich?“ — „Ja.“ — „Und gibst nicht da, wo du sitzt?“ — „Nein.“ Geliebt wurde die junge Frau gerührt, daß er besorgt um sie war; aber sie stürzte aus den Himmeln ihrer Illusion, als er gemächlich sagte: „So — dann laß uns mal den Platz wechseln.“ („Tit-Bits“)

Schulze XXIV. ist wegen Fälschung deutscher Fabrikate angeklagt. Er wendet sich an den Richter: „Verzeihen Sie, verstehen Sie etwas von Chemie?“ — „Nein,“ antwortet der Richter, „dafür ist der Sachverständige da.“ — Schulze XXIV. „Verzeihen Sie, verstehen Sie etwas vom Strafrecht?“ — „Nein,“ antwortet der Sachverständige, „dafür ist doch der Richter da.“ — „Sie verstehen nichts vom Strafrecht,“ antwortet der Richter, „und von mir etwas.“ Schulze verlangt Sie, ich soll beides wissen.

Rätsel-Gate.

Scherz-Rätsel.

Nimmst du einer Pfälzerstadt — Alles, was sie an Bräuden hat. — Dann, o Wunder meines Treu, — Inmer sieht man ja noch zwei.

*

Aufbau.

Ich bin ein wichtig Kleidungsstück, es trägt mich Frau und Mann, — Doch zieht die Frau mich unten und der Mann mich oben an. Und gibst du noch zwei Frühe mir, die Wandel ist geschah'n, — So kommt' man mich in alle Zeit an jedem Spinrad seh'n. — Noch ein Kopf, dann bin ich dir als winziger Rest bekannt. — Doch findest du mich auch als Berg, und stehe in Norddeutschland.

*

Die fehlende Mittelsilbe.

am berg balg ja sail s' d s' h' r' a' s' d' a' n' s' i' t' frei le se le mo nuh rie stein spiel weich woch wopff. Aus vorstehenden 24 Silben sollen 12 die fehlende Wörter gebildet werden mit gleicher ergänzender Mittelsilbe. Wie heißen die Wörter und die Silbe?

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel: Untenstehend. — Untenstehend: Horn, Dorn, Korn.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| P | A | R | I | S | K | O | N | G | O |
| A | P | L | E | J | A | D | E | R | |
| R | R | | M | A | I | | A | N | |
| I | A | | N | | | | B | A | |
| A | M | T | | E | | O | S | T | |
| | M | O | N | D | | E | R | D | E |
| G | E | R | | I | | E | I | D | |
| E | H | | R | | | | T | O | |
| O | A | | R | A | D | | S | L | |
| R | | B | L | O | C | K | A | D | E |
| G | R | A | M | M | | N | E | L | K |